

Die Glücklichen

Von Ariane Heimbach

„Was ist Gott für Sie?“ Der alte Mann in Bademantel und Pantoffeln zögert. Gerade noch wollte er die Wohnungstür schließen, aber kann man so eine Frage unbeantwortet lassen? Zumal die beiden jungen Frauen, die da auf seiner Fußmatte stehen, ausgesprochen sympathisch aussehen. Mit ihren wadenlangen Röcken, gebügelten Blusen, beigen Nylonstrümpfen. Schwere Rucksäcke, die ihre Schultern runterdrücken, tragen sie auch noch. Der Mann schiebt seinen Kopf vor und versucht zu entziffern, was auf einem der schwarzen Namensschilder steht, die beide tragen: *Sister Simionescu. Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage*. „Manchmal ist Gott für mich ein Fragezeichen“, antwortet er jetzt und schaut dabei herausfordernd. Aus seiner Wohnung dringen Fernsehstimmen. Es riecht nach Kaffee und abgestandener Luft. Die junge Dame, die sich Sister Simionescu nennt, strahlt ihn an. „Für mich ist er der Vater im Himmel, der mich liebt.“ Ja, ja, nickt der Alte etwas ungeduldig. Aber das spüre man doch nicht immer. Manchmal fühle man sich verlassen, allein, unverstanden. Er sieht die beiden abwartend an. Die junge Frau streckt ihm das blaue Buch hin, das sie in der Hand hält. „Das Buch Mormon“ steht in goldenen Buchstaben auf dem Deckel. Ob er darin lesen wolle? Es sei die wichtigste Offenbarung Gottes neben der Bibel. Sie lächelt. Der Blick des Mannes verdüstert sich. Ach so, hier will ihn jemand bekehren. Nicht nötig, bin katholisch, sagt er, das reicht. Die Tür fällt zu.

Es wird nicht die einzige Tür an diesem Tag bleiben, die vor Diana Simionescu und Katherine Thomas zugeschlagen wird. Es gibt Türen, die knallen wie Ohrfeigen. Und Türen, die gehen erst gar nicht auf. Und wenn, dann sowieso nur einen Spalt - was die beiden nicht besonders erschüttert. Sie ziehen einfach weiter. Treppenhäuser rauf und runter, in denen es nach Putzmitteln und Essen riecht. Durch Vorgärten, in denen wild gewordene Hunde an der Kette springen oder Reihenhausssiedlungen, in denen sie aus Küchenfenstern argwöhnisch beäugt werden. Fast niemand bittet sie herein. Da können sie noch so gepflegt aussehen. Fremde Leute, die bei einem klingeln, sind nun mal verdächtig. Wahrscheinlich wollen sie etwas verkaufen. Dabei wollen die beiden Frauen nur ihren Glauben verschenken.

Sie sind Missionarinnen einer Kirche, die sich „Heilige der letzten Tage“ nennt, bekannter unter der Bezeichnung: Mormonen. Keine Sekte, wie manche annehmen, das bestätigt auch die evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, sondern eine religiöse Gemeinschaft, die zwar erkonservativ ist, aber Grundwerte wie Freiheit, Recht auf Bildung und Persönlichkeitsrechte respektiert. Sie selbst versteht sich als christlich, tatsächlich

vermischt sie jedoch christliche Glaubensinhalte mit esoterischem Denken. Dazu zählt ein ominöser Tempelkult, die Vorstellung ewiger Ehen und die nachträgliche Taufe von Toten. Doch ihr auffälligstes Markenzeichen ist ihr unbezwingbarer Optimismus. Kaum eine religiöse Bewegung vertritt so offensiv die Devise, dass Glauben glücklich macht, wie die Mormonen. Über 50000 gut gelaunte Missionare sind weltweit immer zu zweit unterwegs, rund 400 halten sich gerade in Deutschland auf. Man erkennt sie an ihrem gepflegten Outfit, Anzug und Krawatte sind für die Männer Pflicht, wadenlange Röcke für die Frauen. Die meisten kommen aus den USA, wo die Kirche in der Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet wurde. Doch inzwischen rekrutiert sie ihre Missionare auch in Europa und Osteuropa.

Diana Simionescu kommt aus Deva, einer Kleinstadt in Rumänien. Eine hübsche Frau, hohe Wangenknochen, braune Augen. Seit fünf Monaten ist sie als Missionarin in Deutschland, seit zehn Jahren Mitglied der Mormonen. Als sich ihre Eltern trennten, suchte die damals 12-Jährige eine Gemeinschaft, die ihr Halt gab. Ihre Kollegin Katherine Thomas stammt dagegen aus einer großen Mormonenfamilie aus Idaho, acht Geschwister, viele waren schon vor ihr Missionare.

Anderthalb Jahre dauert für Frauen der Missionsdienst. Sie müssen sich wie ihre männlichen Kollegen die Zeit im Ausland selbst finanzieren, von ihrer Kirche bekommen sie kein Geld. Diana hat vorher acht Monate in einer Wurstfabrik in Innsbruck gearbeitet. Nach der Arbeit lernte sie Deutsch. Bis hierhin war ihr Leben, wie sie selbst sagt, „völlig normal“: Abitur gemacht, ein Semester Soziologie studiert, ins Kino und in die Disco gegangen, Jeans getragen, Krimis gelesen, Dates mit Jungs gehabt. Doch jetzt sind alle diese Aktivitäten verboten. Die Missionszeit soll eine Art Klostererfahrung mitten im alltäglichen Leben sein, ohne Rücksicht auf eigene Interessen, auf all das, was ein modernes selbst bestimmtes Dasein ausmacht. Das Erstaunliche ist: Diana empfindet das als befreiend. „Ich muss mich nicht um mich selbst kümmern, um das, was ich will oder nicht will.“ Für Katherine bedeutet die Zeit im Ausland auch ein Stück Unabhängigkeit von der Familie. Wenn sie in die USA zurückkehrt, wird sie wohl bald heiraten und möglichst viele Kinder bekommen, wie es bei den Mormonen üblich ist.

Der Tag einer Missionarin ist straff organisiert. Er beginnt um 6.30 Uhr und endet um 22.30 Uhr. Als Leitfaden dient ein weißes Handbuch, Verhaltenskodex für jede Lebenslage. So sollen die Missionare morgens erst Sport treiben, anschließend geistig arbeiten und dann hinausgehen, um Menschen von ihrem Glauben zu überzeugen. Das Ganze wirkt wie ein kruder Mix aus Fitnessratgeber, Knigge und Moralfibel. Am meisten befremdet jedoch die in ihm verordnete Glücksdoktrin. Ist es nicht anmaßend, andere Menschen glücklich machen zu wollen? So als wäre das Glück ein Paket, das man einfach an einer Tür abliefern kann.

Vielleicht erfahren Diana und Katherine auch deshalb viel Häme. Ihre offensive Fröhlichkeit provoziert. Sie reizt geradezu zum Widerspruch: Manchmal ist das Leben einfach nur beschissen!

An diesem Morgen ist Diana das Aufstehen schwer gefallen. Der vergangene Tag war anstrengend. Zehn Stunden waren sie unterwegs, von Hamm-Uentrop bis nach Bockum-Hövel. Einmal quer durch ihr 230 Quadratkilometer großes Einsatzgebiet. Zu Fuß, mit dem Bus und dem Fahrrad. Und dann mussten sie sich auch immer wieder beschimpfen lassen, ohne dabei ihr Lächeln zu verlieren. Das kostet Kraft. Diana schläft mit Katherine in einem Zimmer. Sie nennt sie nur Sister Thomas, wie sie umgekehrt nur Sister Simionescu heißt. Wenn sie in ihren Betten liegen und sich ansehen, ist es beinahe so, als würden sie in einen Spiegel blicken. Der Nachttisch, die Fotos an der Wand von der Familie und Freunden, die sie während der anderthalb Jahre nicht sehen dürfen, die bunten Jesusbilder mit Herzchen und Strahlenkranz. Alles sieht bei der einen fast genauso aus wie bei der anderen. Sie kennen sich erst drei Wochen, es kommt ihnen viel länger vor. Drei Wochen, in denen sie jeden Augenblick miteinander geteilt haben. Ihre Innigkeit hat etwas Kindliches. Bedingungslos und unanfechtbar wie die Liebe zur besten Freundin – bis die nächste kommt. In vier Wochen kann jede von ihnen schon wieder in einer anderen Stadt, zusammen mit einer anderen Sister sein.

Ihre Wohnung liegt in der Vorstadt, direkt an der dicht befahrenen Hammer Landstraße. Ein paar hundert Meter weiter beginnt das Gewerbegebiet. Über den Dächern der Häuser ragen die Fördertürme der still gelegten Braunkohle-Zeche Radbod auf. „Kirche Jesu“ steht auf dem Klingelschild der Erdgeschoss-Wohnung. Zwei Zimmer, Küche, Bad. Die Einrichtung: Eiche-rustikal, schwere beige Vorhänge. Der Teppich ist abgenutzt. Dutzende von Missionaren und Missionarinnen haben hier schon gewohnt. Die meisten lassen etwas zurück. Röcke, die sie nie wieder tragen werden. Oder einen Stadtplan von Hamm und Umgebung - das wichtigste Arbeitsmittel. Akribisch ist hier jede Kontaktperson erfasst. Der Plan hängt an der Wohnzimmerwand, bunte Fähnchen mit Namen stecken in der Karte, sie zeigen an, wo *Untersucher* wohnen, so heißen potentielle neue Mitglieder, und *Wa's*, weniger Aktive, die in die Kirche zurückgeholt werden sollen. Die Systematik befremdet. Wie lange ist ein Mensch hier registriert, der einmal so leichtsinnig war, seine Adresse weiterzugeben? Wie oft muss er damit rechnen, dass immer wieder junge Männer und Frauen bei ihm auftauchen? Diana versteht die Frage nicht. Und wenn schon, sagt sie. „Wir wollen doch niemanden überreden, wir laden die Leute doch nur ein.“

Sie steht vor dem breiten Schrank mit den Schiebetüren, um Rock und Bluse auszuwählen, die sie heute tragen wird. Die Bluse darf nicht zu eng sein, so ist es Vorschrift bei den

Missionarinnen. „Kein Stretchstoff“, heißt es in dem weißen Handbuch. Vielleicht ist es Unwissen oder eine kleine Revolte. Doch Sister Thomas hat sich tags zuvor bei C&A eine geblümete Bluse mit Elasthan gekauft. Im Laufe des Tages wird ihr immer wieder ein Knopf aufgehen. Nicht ganz Kirchen konform ist sicherlich auch der schwarze Lidstrich über den Augen der beiden Frauen. Diana lächelt diesen Einwand weg. Hey, die beiden sind jung. Und das lenkt immerhin von den beigen Nylonstrumpfhosen und den festen braunen Schuhen ab, ohne die sie es gar nicht schaffen würden, jeden Tag bis zu zehn Stunden durch die Stadt zu laufen.

Vorher sitzen sie jedoch noch an ihren Schreibtischen. Auf dem Programm steht: beten, singen, im Buch Mormon lesen, dem Kanonwerk ihrer Kirche. Für Kritiker reinste Fantasy-Literatur, genauso märchenhaft wie die Vampir-Besteller der bekannten Mormonin Stephenie Meyers. Im Kern geht es darum, dass eine Gruppe von Israeliten einst bis auf den amerikanischen Kontinent floh und ihn als erste besiedelte. John Smith, Gründer der Kirche, will diese Geschichte um 1830 in einer göttlichen Offenbarung erfahren haben und schrieb sie auf. Er lieferte den damals jungen USA damit eine Jahrtausende alte Kulturgeschichte - und allen folgenden Glaubensgenossen die Gewissheit, dass jeder einzelne solche persönlichen Offenbarungserlebnisse haben kann.

Draußen brummt der Verkehr über die Hammer Landstraße. Katherine steht nach einer Weile auf und setzt sich an die Heimorgel. Sie stimmt ein Lied an: „Näher mein Gott zu dir...“ Ihre Stimme kämpft mit der Sirene eines Rettungswagens. Dann knien sich die beiden Frauen vor ihre Stühle, die angewinkelten Arme auf die altrosa Sitzpolster gestützt, die Köpfe gesenkt. „Lieber Vater im Himmel, hilf uns heute dabei, viele Menschen anzusprechen.“

Um zehn Uhr treten sie mit schweren Rucksäcken auf die Straße. Zur täglichen Ausrüstung gehören: ein Busfahrplan, ein Stadtplan, Flyer und Bücher der Kirche, Notizbücher, ein Fläschchen Sakrotan für die Hände und Verpflegung - Äpfel, Wasser, Toast mit Erdnussbutter und Marmelade. Zwei Glückssoldatinnen mit ihrem Marschgepäck. Diana und Katherine gehen nicht. Sie marschieren. Wobei die zierliche Rumänin der fast einen Kopf größeren Amerikanerin meist einen Schritt voraus ist. Sie ist die Tochter eines Zementfabrikarbeiters aus Deva, schon in der Schule musste sie schneller und besser sein als die anderen, die aus höheren Bildungsschichten kamen. Diana moderiert auch die Gespräche, ihr Deutsch ist einfach besser. Und sie treibt als erste zur Eile an, auch wenn es im Sommergarten eines Mitglieds gerade gemütlich wird. Etwa bei „Bruder Schröder“, wo sie ein halbe Stunde später zwischen Hollywoodschaukel und Trampolin über Gott reden. Gerade wird der Frühpensionär, der schon vier Bypässe hat und etwas dünnhäutig wirkt, persönlich, da schaut Diana schon wieder auf ihre Armbanduhr. Der Bus fährt hier in Hamm-Uentrop nur alle 30

Minuten, und die beiden haben noch einen wichtigen Termin mit Detlef, einem potentiellen neuen Mitglied. Etwas schulmeisterlich erinnert sie Herrn Schröder noch daran, dass er mal wieder zum Gottesdienst kommen solle. Katherine schiebt die obligatorische Frage hinterher, ob sie etwas für ihn tun können, vielleicht im Garten helfen – auch solche Hilfsangebote gehören zum Missionsdienst -, dann hetzen die beiden Sisters zum Bus.

Der Bus ist weg. Die Wartezeit wird genutzt, um Passanten anzusprechen. Keine Zeit, lautet wie immer die häufigste Antwort. Eine Frau hängt auf einer Wiese Wäsche auf. Sie kommt aus dem Osten, ist arbeitslos, hat zwei Kinder und mit Gott nichts zu schaffen. Sie sieht müde aus, doch ihr Blick ist nicht abweisend, eher amüsiert. Die drei Frauen stellen fest, das sie gleich alt sind. Ob die Sisters noch einmal wiederkommen dürfen? Die Frau nickt und nennt ihre Adresse. Als sie im Keller des Mehrfamilienhauses verschwunden ist, geht Katherine zur Haustür, um zu prüfen, ob die Angaben stimmen. Ja, sie lacht, ein erster Erfolg an diesem Tag. Vielleicht eine neue gerettete Seele. Aber was ist eigentlich mit den anderen? Müssen die in der Hölle schmoren? Nein, sagt Diana fachmännisch, doch die kommen, wenn sie gut sind, nur ins „terrestriale Reich“, und wenn sie schlecht sind, ins „telestiale Reich Gottes“, das sei die unterste Stufe. Bei den Mormonen hat der Himmel eine Hierarchie.

Mittagessen im Bus. Toast und Äpfel. Die Fahrt geht bis ans andere Ende des Stadtgebiets. Gepflegte Reihenhäuser und Vorgärten. Es regnet. Die beiden haben einen blauen und einen roten Schutzüberzug für die Rucksäcke dabei. Sie selbst werden nass. Im Wohnzimmer der Mormonen-Familie Wulff treffen sie Detlef Richter, der heute auf seine bevorstehende Taufe als Mormone vorbereitet werden soll. Man will sich auf dem Flachbildschirm der beiden Senioren eine Jesus-DVD anschauen und dann darüber sprechen.

Detlef, den alle duzen, sitzt etwas verkrampft im Sessel. Ein großer dünner Mann mit Katzenhaaren auf dem sauberen Polohehd. Mit Jesus hat er es nie so gehabt. Aber seit ihn vor zwei Wochen diese „netten Frauen“ in der Fußgängerzone von Hamm angesprochen haben, ist sein Leben wie umgekrempelt. Erst haben sie ihm das Rauchen verboten – Zigaretten und Alkohol sind bei den Mormonen tabu -, dann seine Wohnung geputzt und dann zum Gottesdienst in ihre Kirche geschleppt. Es hat ihn selbst erstaunt, aber er fühlte sich wohl in der neuen Glaubensgemeinschaft. „Die sind ohne Vorurteile, einfach sehr herzlich und offen zu einem.“ Er war mal Gabelstaplerfahrer, doch seit die Knie kaputt sind, ist er arbeitslos. Die Frau lief weg, die Freunde machten sich rar. Zwei Katzen blieben. Seine treuesten Gefährten, bis die Sisters kamen.

Während die Jesus-DVD läuft, drücken Diana und Katherine ein paar Tränen weg. Der Film ist wie Rosamunde Pilcher in Palästina, mit einem samtäugigen Jesus-Darsteller zum Dahinschmelzen. Detlef sagt nichts. Vielleicht schmachtet er nach einer Zigarette. Eben an

der Bushaltestelle haben die Sisters ihn doch tatsächlich beim Rauchen erwischt. Es war ihm wahnsinnig peinlich, aber die beiden haben ihn gleich wieder aufgebaut. Bevor sich die Runde am Wohnzimmertisch auflöst, fragt Diana, ob Detlef ein Gebet sprechen wolle. Er nickt. Alle verschränken ihre Arme und senken den Kopf. Und dann macht der 57-Jährige Mann etwas, das er zuletzt als Kind getan hat. Er betet laut zum lieben Gott.

Diana wird später sagen, dass es ein guter Tag für sie war. Vier Menschen haben ihnen zugehört, zwei haben ihnen ihre Adressen gegeben. Und vielleicht haben sie sogar einen Menschen glücklicher gemacht.